

(Eine Meutereigeschichte von Kapit. A. R.)

Mit der alten Barf „Gloria Deo“ war ich als Führer des Schiffes von Puntas Arenas in Mittelamerika nach Südwesten in Australien unterwegs. Von dem deutschen Heimathafen war ich schon seit vielen Jahren fort. Ich hatte an der Ostküste Südamerikas erst Frachten gefunden, war dann an die Westküste gegangen und hatte auch hier Frachten von Chile bis Kanada erhalten.

Natürlich hatte die Mannschaft auf meinem Schiffe stark gewechselt. Bei mir geblieben waren nur mein Steuermann Hinrichsen und Burchardt, der Koch.

Besonders im Hafen von Puntas Arenas hatte ich nur mit ziemlichlicher Mühe Mannschaft bekommen. Unter ihnen befanden sich leider nur drei Deutsche namens Schröder, Knust und Holtshufen. Auch ein Litauer namens Lassuleit gehörte ja der Nationalität nach zu den Deutschen. Er hielt sich aber mehr zu dem Russen Popow, und dieser wieder sympathisierte mit meinen beiden Schweden Ström und Hansen. Holtshufen hielt sich zu den Schweden, denn er war auf schwedischen Schiffen gefahren und hatte Sympathien für die Leute. So hatte sich eine starke Partei gebildet, aus Popow, Ström, Hansen, Lassuleit und Holtshufen, welche gegen Schröder und Knust zwar nicht feindselig auftrat, aber ihnen doch allerlei Schabernack spielte. Feindselig zeigte sich die Besatzung nur gegen den Koch Burchardt, weil dieser nach ihrer Ansicht seine Kunst nicht verstand. Sicherlich war Burchardt kein Koch, der in einem erstklassigen Hotel seine Rünste hätte zeigen können; aber für eine Schiffskombüse, in der das Mannschaffessen gekocht wird, reichten seine Fähigkeiten aus. Er hatte von mir durchaus tolle Aufträge zu sparen, sondern sollte reichliches und gut zubereitetes Essen geben. Das Material für das Essen hatte ich selbst eingekauft; es gab also weder faulendes Pöttefleisch noch altes Hodbrot, in dem Myriaden von lebenden Würmern hausten. Ich hätte deshalb niemals für möglich gehalten, daß wegen des Essens bei mir an Bord eine Meuterei ausbrechen könnte.

Der Russe, den ich an Bord hatte, war ein Kerl, der ohne Intrigieren, Stänkern und Kritifizieren überhaupt nicht leben konnte. Vom ersten Tage an, nachdem er an Bord gekommen war, schimpfte er über die Arbeit, über das Essen, über das Schiff, natürlich wohl heimlich auch über mich. Er war ein Kerl, um der ganzen Mannschaft ihr Dasein zu vereiteln und sie unfähig zu machen. Dabei beherrschte er notorisch viel Sprachen. Die Russen sind ja alle große Spradaleute.

Ein recht intriganter Kerl war auch Lassuleit, ein Mann, den ich im Verdacht hatte, daß er nur deshalb seine Beschäftigung als Fischer aufgegeben hatte und Seemann geworden war, weil er irgend etwas Böses auf dem Kerchholz hatte.

Zu der Kratelsucht und der Langweiligkeit kam noch das Stillliegen in den Calmen, in der Gegend der Windfille, die wir passieren mußten. Das Meer war meist spiegelglatt wie Del, und wir lagen darauf, als ob uns ein Magnet festhielt. Nicht eine Wölge voll Wind blies aus irgendeiner Richtung. Dafür war es unerträglich heiß, und jeden Tag gab es mehrere Gewitter, welche Flutchen von Regen herabschickten. Am sechsten Tage, als wir absolut still lagen und nur durch die Strömung ein wenig nach Norden, also entgegengesetzt zu der Richtung, nach der wir wollten, verfrachtet wurden, brach gleich nach dem Mittagessen der Standal auf dem Schiffe los. In ihrem Logis, dem Wohnraum der Matrosen, hatten die Anzugsreifen wohl schon lange irgendwelche Pläne beraten.

Der Koch fühlte sich auf dem Schiff immer als eine Art Respektsperson den anderen Mannschaften gegenüber, obgleich er dazu gar keine Veranlassung hat. Aber da er durch Zustände von auferzetteltem Rohrzucker und anderwärts mancher Seemannsdeliktstoffe sich Freunde machen kann, da er nicht mit anzutreten braucht, wenn Schiffsmänner auszuführen sind, glaubt er ein Uebergewicht über die anderen Mannschaften und einen Vorzug zu haben.

Zu Mittag hatte es außer Salzfleisch auch Pudding gegeben, den der Koch aus guten Zutaten hergestellt hatte. Die Mannschaft war aber mit diesem Pudding unzufrieden und war dem Koch auf die Bude gerückt. Sie hatte den warmen Pudding zu großen Ärgernissen gegessen und diese durch die Thür der Kombüse (Küche) dem Koch an den Kopf geworfen. Natürlich ärgerte sich der Koch, zumal er überzeugt war, ein kulinarisches Meisterstück geleistet zu haben. Dann fühlte er sich auch in seiner Würde gekränkt. Er trat aus der Kombüse heraus, und die Redensarten, mit denen er die unzufriedenen Esser bedachte, waren natürlich nicht fein.

Knust und Schröder waren auf Wache. Es kam zu einem immer wilder werdenden Schimpfen, und schließlich trat Popow vor und schlug mit einer Eisenklinge den Koch zu Boden. Hinrichsen, der Steuermann, kam dazu, und als er Popow zur Rede stellte, drang der Russe auf ihn ein, und die

anderen Mannschaften nahmen eine so drohende Haltung ein, daß Hinrichsen es für das Beste hielt, zu flüchten. Er stürzte die Schiffstreppe hinunter und kam zu mir in die Kajüte, wo ich gerade mein Mittagmahl einnahm.

Ehe er mir noch melden konnte, was geschehen war, folgten ihm die anderen Mannschaften auf dem Fuße, allen voran Popow, der in meiner Gegenwart nach Hinrichsen schlug und ihn an der Schulter verletzete. Dann wendete sich der Russe, der vor Wuth völlig rasend geworden war, gegen mich und hob die Eisenklinge zum Schlage.

Ich hatte auf meinem Tisch schon seit einiger Zeit den geladenen Revolver liegen, weil ich wußte, daß es mit der Disziplin der Mannschaft schlecht stand. Ich konnte nicht anders handeln, ich mußte zur Waffe greifen, wollte ich nicht meine Autorität verlieren und dulden, daß sich die Meuterei des Schiffes bemächtigen. Mit einem Griff hatte ich den Revolver, der unter einigen Skripturen lag, herausgerissen und schoß Popow einfach nieder. Die Kugel traf ihn in den Kopf, und er stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Der Knall des Schusses und der Tod ihres Führers schien die aufgeregte Mannschaft zu beruhigen. Nur Lassuleit trat vor und kam mit drohend ausgestreckter Faust auf mich los. Ich behielt zum großen Glück meine Ruhe und schoß ihn nicht ebenfalls nieder, wozu ich berechtigt gewesen wäre, sondern schlug ihn mit dem Kolben des Revolvers zwischen die Augen, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. Dann hob ich die Waffe und schrie:

„Wer ist der nächste?“

Niemand rührte sich. Nun schrie ich den Leuten zu: „Alle Mann auf Deck!“ Und sie verständigte mich rasch mit Hinrichsen, der mir mitteilte, daß Burchardt niedergeschlagen sei, gab Hinrichsen einen zweiten Revolver, lud den abgefeuerten Schuß meines Revolvers nach und so gingen wir, mit den Revolvern in der Hand auf Deck.

Blutend lag Burchardt vor der Kombüse, und wir hielten ihn für tot. Ström, Hansen und Holtshufen standen jetzt auf Deck, abseits von Knust und Schröder. Hinrichsen und ich traten ihnen mit den Revolvern, die zwölf Schuß in ihren Magazinen hatten, entgegen, und ich erklärte den Kratellern, daß ich ohne Rücksicht sie sämtlich niederschließen würde, wenn sie es noch einmal wagten, sich irgendwo zu widersetzen. Dann verlangte ich, die Leute sollten mir ihre Beschwerden vortragen und forderte zuerst Holtshufen zum Sprechen auf.

Der Mann war sehr betreten und erklärte, ihm habe jede Gewaltthatigkeit ferngelegen. Burchardt habe allerdings eine Züchtigung wegen seiner Redensarten verdient. Der Koch sei auch kein Vorgesetzter. Er, Holtshufen, wäre Popow und Lassuleit nur zu mir in die Kajüte gefolgt, um sich zu beschweren.

Schröder und Knust hatten überhaupt nicht daran gedacht, Gewaltthatigkeiten zu begehen; sie mußten an Deck bleiben, weil es ihr Dienst erforderte. Aber auch die beiden Schweden schienen ganz und gar ihre Erregung verloren zu haben. Sie erklärten, die ganze Schuld trage Popow, der sie aufgebracht habe.

Ich wendete den Leuten den Rücken, steckte meinen Revolver ein, und Hinrichsen tat dasselbe. Wir nahmen uns des Kochs an, der nach einiger Zeit wieder zum Bewußtsein kam und nur eine faustgroße Beule an der Stirn hatte und natürlich an starken Kopfschmerzen litt. Inbess konnte er schon am nächsten Tage wieder toden. Lassuleit, dem ich mit dem Revolververloren ein Stück in meiner Kajüte. Er wurde herausgeholt, aber nicht an Deck gebracht, sondern gefesselt und unten im Raume verstaubt, um den Behörden in Sidney ausgeliefert zu werden. Die Leiche Popows wurde an Deck geholt. Dann nahm ich ein Protokoll auf, das von sämtlichen an Bord befindlichen Leuten unterschrieben werden mußte. Die Schweden und auch Holtshufen waren damit einverstanden, daß ich in der Nothwehr gehandelt hatte, und unterschrieben mit ihrem vollen Namen das Protokoll, sich gleichzeitig für die Wahrheit des Inhalts desselben verpflichtend. Die Leiche Popows wurde dann in einen Sack gesteckt und zusammen mit Eisenstücken, die den Sack beschwerten, ohne Formlichkeit über Bord geworfen.

Als ob der traurige Schuß, der ein Menschenleben gekostet hatte, den Wind ausgelöst hätte, kam gegen Abend eine ziemlich frische Brise auf, die zwar nach einigen Stunden abflaute, uns aber doch ein Stück aus der Gegend der Calmen herausbrachte. Der Morgenwind trieb uns weiter nach Südwesten, und dann hatten wir guten Wind bis Sidney.

Dort mußte ich vierzehn Tage lang warten, ehe von den englischen Behörden die Meuterei-Affäre untersucht und entschieden wurde. Der deutsche Konsul half mir dabei nach Kräften. Ich wurde der Form halber unter Anklage gestellt, aber von aller Schuld freigesprochen. Lassuleit wurde den englischen Behörden übergeben und erhielt mit Zustimmung des deutschen Konsuls eine mehrjährige Gefängnisstrafe.

### Vom Deutschtum in der Südsee.

Kenner der Verhältnisse waren nicht gerade überrascht, als im Dezember vorigen Jahres die telegraphische Kunde auf Umwegen vom deutschen Karolinen-Schutzgebiet kam, daß fast die ganze deutsche Beamenschaft auf der Insel Ponape von aufständischen Eingeborenen niedergemetzelt, die Anstellung der Weissen belagert, aber dann doch schließlich infolge eines glücklichen Zufalles entsetzt worden sei durch Mannschaften der Polizeitruppe von Neu-Guinea. Nach einem zweimaligen Versuch auf der Insel Ponape hielt ich mich für verpflichtet, Ende des Jahres 1902 das Folgende in meiner Südsee-Erzählungen und Novellen-Sammlung „Rauschende Palmen“ niederzulegen, hoffend, daß meine Anregungen vielleicht mit Veranlassung sein würden, die Ponape-Station mit stärkeren Nachmitteln auszustatten: „Es ist alles gut gegangen bis jetzt. Das ist ausschließlich das Verdienst des deutschen Vizegouverneurs (jetzigen Gouverneurs von Neu-Guinea) Dr. Hahl, und fürwahr kein geringes Verdienst. Aber dieser Erfolg, so scheint es mir, knüpft sich vornehmlich an die Persönlichkeit Dr. Hahls. Wer weiß, ob seine Nachfolger dasselbe Geschick, dieselbe glückliche Hand haben, und deswegen fürchte ich, daß man in dem theilweise wohlberechtigten Bestreben, die Verwaltung möglichst billig zu gestalten, vielleicht zu weit gegangen ist. Der spanische Lebermuth ist abgezogen und ein verständiges, vorzügliches Regiment an seine Stelle getreten, aber Hinterlist ist dem größeren Theil der Karoliner, besonders den Ponapesen, eingeboren und die Amerikaner weitestens mit japanischen Händlern im Einschmuggeln von Feuerwaffen. Der deutsche Südsee-Kreuzer kommt auf seinen sehr ausgedehnten, anstrengenden Touren hin und wieder auch einmal nach den Karolinen, um zu sehen, ob die beiden deutschen Bezirksamtänner mit ihrem Häuflein japanischer Kulis, alias Schutztruppe, noch am Leben sind. Es ist bis jetzt ja alles gut abgelaufen. Man labirt, drückt bald diesem, bald jenem Häuptlinge die Hand, thut schön mit den amerikanischen Missionaren und setzt sich soviel als möglich auf die Ohren und schließt die Augen, um kleinen Unbotmäßigkeiten, wie Verweigerung der Auslieferung weggelassener Strafgefangener, Niederbrennen von Wohnhäusern weißer An siedler nicht zu bemerken, denn sonst wäre man ja gezwungen, einzugreifen und — das kann man nicht mit Nichts. Unsere Beamten da draußen auf Ponape sind in der That bemitleidenswerth. Es ist ein Leben auf dem Pulverbisse. Nach allem, was ich gehört und gesehen habe, wird es mich nicht wundern, wenn eines schönen Tages die Nachricht nach Deutschland kommt: „Sie sind alle von den Eingeborenen erschlagen, wie die jungen Ragen.“ Das wissen sie da draußen aber auch ganz genau und sie sind sich voll und ganz bewußt, daß sie nicht etwa von der deutschen Regierung, sondern von der Laune der Eingeborenen abhängig sind. Die dauernde Stationierung eines Kreuzers in den mitronesischen Gewässern würde schon ein wesentlicher Schutz sein. Wer woher Kolonien nehmen und nicht stehlen! Sollte wirklich auf den Karolinen etwas passieren, was Gott verbiühen möge, so trifft die Schuld daran nicht die deutsche Regierung, sondern diejenigen Mitglieder unserer Volksvertretung, welche hartnäckig eine Vermehrung der uns so nöthigen Kreuzer verweigern.“

So waren die Verhältnisse 1902. Sie haben sich kaum verändert in den folgenden acht Jahren, abgesehen davon, daß der Aufstand der Samoaner im Jahre 1909 die Veranlassung wurde, für Samoa einen besonderen Kreuzer zu bestimmen und dort zu stationieren. So wurde dem eigentlichen Südpazifikschiff auf seiner regelmäßigen Rundreise im deutschen Südseegebiet der zeitraubende Umweg nach Samoa erspart und konnte es nunmehr seine Thätigkeit auf das Gebiet von Neu-Guinea, Bismarck-Archipel und Deutsch-Mitronessen (Karolinen und Marshall-Inseln) beschränken. Daß für den Kreuzer auch nach dieser Beschränkung noch „Arbeit“ genug zu thun war, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Karte. Es verblieb für den Südsee-Kreuzer auch jetzt noch ein Gebiet, dessen Länge ausdehnung rund 4500 Kilometer und dessen Breitenausdehnung rund 2400 Betrag mit einer Inselzahl von erheblich mehr als 1 1/2 Tausend. — Wenn nun, nachdem das Unglück geschehen, von einigen, mit den besondern örtlichen Verhältnissen scheinbar wenig vertrauten Blättern der Versuch gemacht wird, unserer Kolonialverwaltung im Allgemeinen und dem unglücklichen Regierungsrath Böder im besonderen, Verantwortung und Schuld zuzuschreiben, so ist das wenig schön und wenig gerecht. Schuld an dem Unglück ist einzig und allein der deutsche Volk und seinen Vertretern leider noch immer anhaftende Mangel an kolonialem Verstandnis.

In Ponape spielte sich die Tragödie, mit wenig Worten gesagt, folgendermaßen ab: Es wurde versucht, die Eingeborenen nach und nach zu einer mäßigen Steuer heranzuziehen,

die in Geld oder Wegearbeit entrichtet werden konnte. Steuern zahlte weder ein Europäer noch ein Südseeinsulaner gern. Aber man fügt sich der Vernunft und dem Zwange, denn die Verwaltung eines geordneten Staatswesens kostet nun einmal Geld. Es ist nun eine Nothwendigkeit, daß auch die Eingeborenen unserer Schutzgebiete zur Besteuerung herangezogen werden, denn ein kolonialer Staat wird seiner Aufgabe nicht gerecht, wenn er die von ihm übernommenen unzulässigen Gebiete in dem Zustande beläßt, in dem er sie vorfand. Und das erste Erfordernis für die Begründung einer gewissen Kultur ist die Erschließung der meist unwegsamen Urwaldgebiete durch Wege für Personen- und Wagenverkehr. Gern wurden diese Wegearbeiten von den Ponapesen natürlich nicht übernommen, aber man fügte sich der Vernunft und dem vermeintlichen Zwange, den der Bezirksamtann von Ponape, der verstorbene Regierungsrath Böder, thätiglich auszuführen nicht in der Lage war wegen Mangels an Nachmitteln. Daß diese Nachmittel herbeigeschafft werden können, allerdings erst nach Ablauf einer ziemlich langen Zeit, das überlegen Eingeborene, besonders wenn sie erregt sind, nicht. Sie handeln wie Kinder, meist im Affekt, machen sich dadurch nicht weniger schuldig. — So der Stamm der Dikotadisch oder Jelon, wie man sie neuerdings schreibt. Faul, wie die meisten Südseeinsulaner, unzuverlässig in ihren immer von neuem abgegebenen Versprechungen, die Wegearbeiten auszuführen, hinterhältig in ihren Plänen, lassen sie sich schließlich doch herbei, die Wegearbeiten, mit denen sie schon seit über einem Jahre im Rückstand sind, nun zu beginnen, da die anderen vier Stämme der Insel Ponape sich gefügt haben. Wer in der Südsee hat arbeiten lassen, kann sich ganz genau vorstellen, was für eine Arbeit von diesen mehr als unglücklichen Jelonleuten zutage gefördert sein mag. Schließlich reißt dem die Aussicht ausübenden weißen Beamten der Gebuldsfaben, irgendeiner der Faulsten und Frechsten wird angezeigt und erhält eine Anzahl, vielleicht 10, vielleicht 20 Stockhiebe dort, wo sie ihm nichts schaden. Nicht inhuman und ganz legal. — Das gibt dann die Veranlassung zu einem Aufbruch, der schon lange im stillen vorbereitet war und mit Sicherheit zum Ausbruch gelangt wäre, wenn nicht bei dieser, dann bei einer anderen Gelegenheit. Das war denn auch den Eingeborenen der Landschaft Jelon ein willkommenes Anlaß zum Losschlagen. Sie greifen die beiden Wegearbeamtner Holtborn und Häffner an, die sich in eine nahegelegene Missionsstation flüchten müssen. Diese wird belagert, während die Eingekerkerten Meldung senden an den Bezirksamtann. Dieser eilt mit seinem Sekretär, 2 Dienern und 5 Bootleuten, die ihn zur vorgelagerten Insel hinüberbringen müssen, an die gefährdete Stelle, ohne das Maß der Gefahr zu erkennen, denn sonst hätte er doch seine Polizeisoldaten mitgebracht, von denen er 50 in der Station zur Verfügung hatte. Vielleicht auch hat er den eigenen Leuten, deren militärischer Werth oben drein gering ist, nicht recht getraut.

Nun geht das Schicksal mit Riesenschritten seiner Vollendung entgegen. —

Furchtlos, wie der deutsche Kolonialbeamte durchweg ist, und im Bewußtsein seiner Pflicht und seines Rechtes, tritt der Bezirksamtann Regierungsrath Böder den drohenden Aufzählern allein entgegen, obgleich gewarnt von dem Missionar, der seine Pflichten kennt, wenn sie in Aufregung sind. Ein Paar Schüsse in den Leib strecken den Amtmann nieder. Und nun beginnt das Gemetzel. Der Sekretär wird niedergemetzelt, mit Messern zerstückt. Die Mission wird gekürrt. Die beiden deutschen Wegearbeamtner, auf die man es in erster Linie abgesehen hatte, werden abgeschlachtet, die Bootsmannschaft des Bezirksamtanns desgleichen. In dem allgemeinen Blutauweil gelangt es wenigstens noch den beiden Dienern des Bezirksamtanns und dem Missionar, einem heutzutage Kapuziner, wie durch ein Wunder zu entkommen. — Zum Schluß werden dann noch die Leiden der Gefallenen nach althergebrachter Stammesart gefehndet und zermetzelt. —

Mit elementarer Gewalt greift nun der Aufstand weiter um sich. Die Stammesgenossen vereinigen sich mit den aufzählenden Wegearbeitern. Im Ganzen kaum mehr als 250 Mann. Man bewaffnet sich mit Manchesterbüchsen und 6000 Feuerwaffen, die wie vom Himmel herab in die Hände der Aufzählenden gefallen zu sein scheinen. Freundschaftlich geschmuggelte Waare! Lange Haumeffer und Brechstangen, Andenken vom Wegebau, vervollständigen die militärische Ausrüstung. — „Zur Kolonie!“ so lautet die Losung der siegestrunkenen Rote. Die „Kolonie“, so nennt man in Ponape die spanische Zitadelle, die von heute halb gesunkenen Mauern umgeben ist, in deren Schutz sich die wenigen auf Ponape ansässigen Händler und Kaufleute angesiedelt haben. Zur Zeit der Spanier war die Kolonie stets mit mehreren hundert Soldaten einschließlich Artillerie besetzt gewesen, denn die Spanier hatten wiederholt

blutige Niederlagen durch Ponapesen erlitten und schätzten die Stofkraft dieser Eingeborenen ziemlich hoch ein. — In der Kolonie sitzt noch der letzte deutsche Beamte, der Regierungsrath Dr. Girschner, so ein richtiger alter erfahrener Südseeemann, den ich schon 1901 auf Ponape angetroffen habe, mit seiner mutigen weißen Frau. Der überhäufte Situation und entwidelt in der Eile Roth ein militärisches Organisations-talent, das einem Berufs-soldaten alle Ehre gemacht haben würde. Mit den 50 Polizeisoldaten und der Handvoll weißer An siedler kann er die etwa 2 Kilometer lange Mauer der Kolonie unmöglich genügend besetzen, um so weniger, als das Vorgehen, das die Spanier früher glatt rasirt gehalten hatten, im Interesse der Ausdehnung des Schutzfeldes von den Mauern, an manchen Stellen zugewachsen, ja sogar bebaut ist. Ein Durchbruch ist also den Aufzählenden eine Kleinigkeit, aber sie stuzen doch, als sie die Mauern, wenn auch spärlich, besetzt finden. Inzwischen hat Dr. Girschner Boten an die anderen Stämme der Insel geschickt und im Namen des Kaisers Hilfesträfte verlangt. Die Entschlossenheit imponirt. Es war ein Babanquespiel, denn ebenso gut hätte man sich den Feind in die eigenen Mauern geholt haben können. Zu diesem Entschlusse gehörte viel Muth und viel Kenntniss der Psyche unserer Südsee-Eingeborenen. Dr. Girschner war ein guter Psychologe. Die Stämme aus den Landschaften Metalanin, Kiti und der Landschaft „U“ folgen dem Ruf und leisten Heeresfolge. Sie werden mit den noch vorhandenen 100 Karabinern ausgerüstet und besetzen die Zitadelle gegen ihre eigenen, aufzählenden Landsleute, gegen welche eigentliches Stammesfeindschaft gar nicht einmal besteht. Und so wird die Kolonie gehalten wochenlang, bis endlich, endlich nicht etwa ein Kriegsschiff eintrifft — kein Mensch hat ja eine Ahnung von dem Unglück und der Bedrängnis der Kolonie — sondern der Reichspostdampfer „Germania“ auf seiner regulären Fahrt, die alle 20 Wochen Ponape berührt, in den Hafen von Santiago eintrifft und die verzweifelte Situation der Kolonie sieht. Mit schnellster Fahrt läuft die „Germania“ nunmehr nach Rabaul, dem Sitz des Gouvernements von Neu-Guinea, nimmt den stellvertretenden Gouverneur mit den verfügbaren 90 melanesischen Polizeisoldaten an Bord, eilends wird noch der Kreuzer „Comoran“, der glücklicherweise in der Nähe von Rabaul weilt, herbeigerufen, und nun geht es mit Vollkraft, was die Maschinen leisten können, zurück. Zur rechten Zeit! Die Rebellen haben einen ersten Sturm nicht unternommen. Die Kolonie ist gerettet! —

Aber das Schicksal aller Europäer hing am Seidenfaden! — Ponape hat natürlich kein Kabel, aber auch Rabaul, der Centralort der deutschen Herrschaft in der Südsee, besitzt ein solches nicht. Infolge dessen ahnte in Berlin kein Mensch, was alles sich dort unten während der letzten Monate abgespielt hatte. Nachdem die Erbsamannschaften nun glücklich auf Ponape gelandet waren, da erst konnte die „Germania“ nach Yap eilen, der Hauptinsel der Westarolinen, und die Meldungen nach Berlin aufgeben. —

Richard Deeken, Apia.

### Leistikow's Grab im Grunewald.

Die „Tägl. Rund.“ schreibt: Als im Jahre 1908 der verstorbene Maler Professor Walter Leistikow begraben werden sollte, tauchte der Gedanke auf, ihm eine letzte Ruhestätte auf dem Gemeindefriedhof der Gemeinde Grunewald zu bereiten, im Schatten der Kiefern, die die Motive zu seinen Meisterwerken gewesen. Der Wunsch kam aus einem Kreis von Verehrern und konnte nicht erfüllt werden, da Leistikow nicht Eingekerkter der Gemeinde war und ein Antrag der nächsten Verwandten nicht vorlag. In der letzten Gemeindevertretungssitzung ist nun endgültig beschlossen worden, daß der Witwe des Meisters ein unentgeltliches Erbegräbnis überwiehen werden soll und auch die Ueberführungskosten der sterblichen Ueberreste des Künstlers nach dem Gemeindefriedhof von der Gemeinde getragen werden sollen. So werden denn die Gebeine des Malers der Grunewaldstimmungen nun bald da ruhen, wo der Künstler bei Lebzeiten geschäftet haben wird.

### Gedankensplitter.

„Scherben bedeuten Glück.“ Dies Wort stammt jedenfalls von einem — Töpler.

Ein Tröpflein Liebe trinkt sieben bürrte Wochen.

So mancher Commentator lebt von einem — Druckfehler.

Die Langsamkeit ihres Arbeitens halten viele für — Accuratheit!

Ein guter Witz hat eine kurze Jugend, erreicht aber ein hohes Alter.

Kurz und bündig. „Wie locht denn Deine junge Frau?“ „Mörderisch!“



Diener: „Müßig ist mein Herr nie, — wenn er nicht robbet, Tennis spielt oder jagt, geht er pumpen.“



„Sie da! Haben Sie Rapier?“ „Rapier? Ja! Bei die faulen Konjunktur!“



Papa: Hier ist dein Penny, und nun mußt du gleich ins Bett gehen. Fräulein: Papa, ich muß mehr Geld haben und längere Arbeitszeit.

### Ein Strafenbild.

Der Componist hat einen eiligen Weg zu einer Chorprobe und wird auf der Strafe von einem Bekannten, der als redseliger Kunstfintel gefürchtet ist, festgehalten.

„Freut mich sehr, daß ich Sie treffen. Hören Sie, ich habe mir da neulich Ihre neuen Klavierwerke durchgesehen und muß Ihnen das Zeugnis ausstellen — ich weiß, Sie legen Werth auf meine Meinung — daß Sie ganz bedeutende Fortschritte gemacht haben.“

Der Componist (will weiter): „Freut mich sehr, Herr...“

Der Kunstfintel (hält ihm am Rockknopf fest): „Sehen Sie! mein Lieber, das bleibt die Hauptsache im Künstlerleben, die Veredelung, die Entwicklung. Wer rastet, der rostet. Die Ziele müssen immer weiter, immer höher gesteckt werden — der Künstler darf nicht stehen bleiben...!“

Der Componist (reißt sich los und stürzt davon): „Da haben Sie ganz recht, Adieu!“

### Falsch verstanden.

In einer kleinen Garnison, wo die braven Krieger während des Winters allwöchentlich einmal warm baden müssen, bekommt der Herr Oberst von der Oberrechnungskammer einen Küffel, daß für Badegewede zu viel Heilmaterial angerechnet worden ist.

Der Herr Oberst ist wüthend und überlegt, wie dem Uebel abzuhelfen sei. Endlich kommt er auf die Idee, daß man ja nicht jedem Einzelnen ein frisches Bad zu geben braucht, sondern daß nacheinander zwei, wenn möglich auch drei Mann in einer frisch gefüllten Wanne baden sollen. Und dementsprechend giebt er den Befehl aus.

Als er sich am Nachmittag Bericht über den Verlauf geben läßt, meldet der Herr Wachtmeister: „Zu Befehl, Herr Oberst, versucht habe ich es. Aber zwei Mann brachte ich nur in eine Wanne, von dem dritten gingen nur noch die Füße hinein.“

### Unbeacht.

Dame (im Restaurant): „Das nennen Sie Bouillon, Kellner? — Das ist ja das reine Wasser, nicht ein einziges Fettsäure schwimmt darauf... (in diesem Augenblicke schießt der Kellner durch eine unvorsichtige Bewegung die Bouillon um)... o, Sie Tölpel... mein gutes Kleid... das bezahlen Sie mir aber... die fettige Bouillon geht ja niemals wieder heraus!“